

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [18]

Artikel: Am Zürcher Rhein
Autor: Strasser, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587674>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

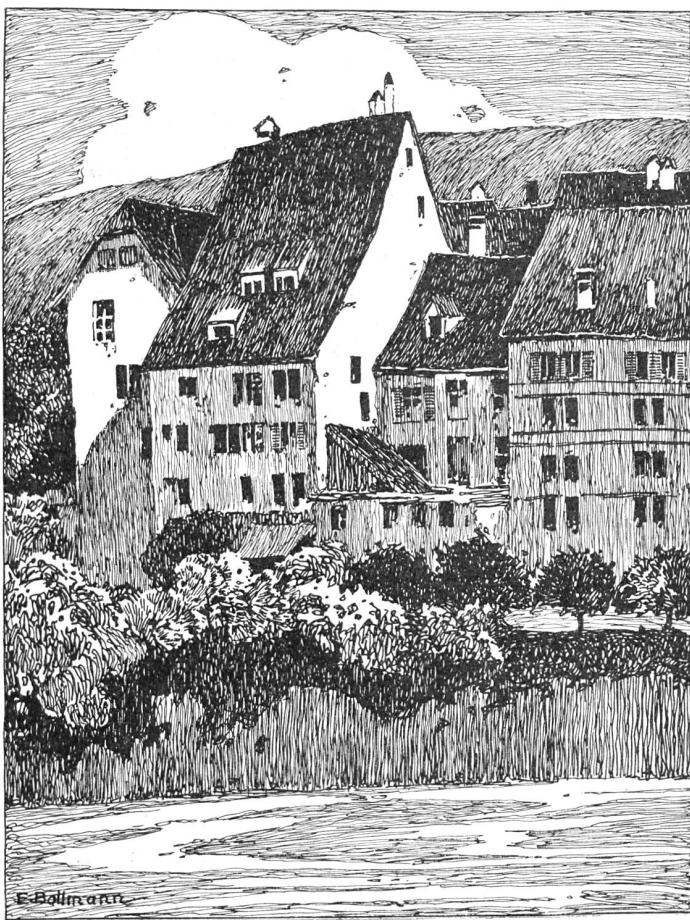
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Emil Bollmann, Winterthur.

Eglisau. Uferpartie.

und wie man am folgenden Tag alles einzuteilen habe. Während andere am Sonntag zum Regelspiel oder zum Faß gingen, bleibe er daheim und ruhe sich durch ein Schläfchen aus, wie das einem richtigen Bauern zukomme und wie es der Vater selig auch immer gehalten habe.

Klaus Inzuben warf nur selten ein Wort zwischenhinein. Wenn er hin und wieder auf Hermannes Gesicht heimlich Musterung hielt, mußte er sich immer über ihre gute Laune und ihre freundliche Gelassenheit wundern. Manchmal war es ihm, als könnte er in ihren Augen und auf ihrem besonnenen Antlitz die Worte lesen: „Wenn ich daheim bin, hat alles bald ein anderes Gesicht!“

Die Besichtigung von Hof und Feldern unter Annettes Führung bedeutete für Hermine eine kleine Geduldssprobe. Viel lieber, als fortwährend dem langweiligen Geschwätz zuzuhören, wäre sie allein die schmalen Ackerwege und Feldstraßen entlang gegangen oder hätte beim Rebhäuschen an der Halde stehend sich das Bild des stolzen Hofes recht eingeprägt. Aber dazu war dann wohl ein andermal Zeit. Und vielleicht — ja wenn sie halt einmal so recht mit ihm allein sein und mit ihm reden könnte...

Gegen Abend, als man schon ans Einspannen denken mußte, gerade während Klaus Inzuben mit der alten Merfin in der Nebenstube eine kleine Son-

derbesprechung hatte, in deren Verlauf auch Schlußel gedreht und Schubladen geöffnet wurden, kam Konrad Merk mit dem Tierarzt zurück. Da dieser die Sachen unbedenklich fand, wurde die Stimmung im Hause etwas heller, auch Konrad taute sichtlich auf und entschuldigte sich lebhaft, daß es nun so ungeschickt habe gehen müssen. Eine leise Freude wollte manchmal in Hermine auffommen, aber sie gab sich keinen Selbsttäuschungen hin, war es doch Konrads größte Sorge, ob Annette den Gästen auch alles recht gezeigt und ja nichts vergessen habe: die lange Reihe der mächtigen Wasserbirnbäume im Birtenacker, von denen der hinterste am Stock fast zwei Meter habe, den Haufen Bauholz an der Buchbergerstraße, das große Moos gegen Iznach hin, das fast fürs ganze Jahr Streue liefere.

Klaus Inzuben blieb nach wie vor gemessen und zurückhaltend und ließ sich die Zeit des Aufbruches nicht um eine Minute hinausschieben. Hermine trug, als sie auf den Wagen stieg, wieder die paar Frühlingsblumen in der Hand, die inzwischen welk und matt geworden waren. Für sie waren sie das Sinnbild für einen Verzicht und ein eisernes Begehrten.

Auf der Heimfahrt war der Vater zuerst kleinlaut; aber die muntere Gesprächigkeit Hermannes ließ ihn bald auch ein wenig auftauen. Er wunderte sich, wie solche Leute sich grau sorgten und in den Boden hineinschafften, während sie doch zu ihrem Gut hin noch ein zweites mit blankem Geld auszahlen könnten. Hermine gestand offen, daß sie zu dem Hof gleich vom ersten Augenblick an einen guten Willen gehabt und daß sie sich gar keine Sorgen mache der Leute wegen. Immer wieder kam sie auf den leeren Taubenschlag auf dem obern Estrich zu reden. Für solches unnützes Vieh habe man auf dem Moos keine Zeit, hatte Annette verächtlich gesagt. Der Großvater sei halt so ein Taugenarr gewesen.

„Sie verstehen das nicht, diese Leute,“ sagte Hermine fast ungehalten. „Tauben müssen dort ein- und ausfliegen, Tauben müssen auf den zwei Flugbrettern und auf dem Giebel sitzen — hundert weiße Tauben!“

(Fortsetzung folgt).

Am Zürcher Rhein.

Zu den fünf Federzeichnungen von Emil Bollmann, Winterthur.

Draußen am Zürcher Rhein liegt an Hang und Halde das altersgraue Städtchen Eglisau. Jahrhunderte sind an ihm vorübergelaufen, ohne daß sie vermocht hätten, ihm ein wesentlich anderes Gepräge zu verleihen. Das neunzehnte Jahrhundert hat es allerdings zweier Wahrzeichen beraubt, des Landvogteischlosses und der Stadtmauer mit mehreren stattlichen Toren und Türmen. In Kürze wird wahrscheinlich ein anderes historisches Bauwerk ebenfalls weichen müssen, sofern das projektierte Elektrizitätswerk zur Ausführung kommt, nämlich

die alte hölzerne Rheinbrücke, die hinsichtlich ihrer Konstruktion in der Schweiz kaum ihresgleichen haben dürfte. Mit ihr werden noch zahlreiche malerische Winkel und idyllische Uferpartien am Rheine verschwinden. Einige der stimmungsvollsten hat für alle Zeiten unser Künstler Emil Bollmann mit dem Stift festgehalten. Wer je schon das alte Rheinstädtchen

besucht und sich an der stillen Schönheit des Rheines und seiner Umgebung erfreut hat, wird nur mit leiser Wehmut daran denken, daß das liebliche Landschaftsbild des „Zürcher Rheins“ der Technik geopfert werden muß. Sie alle und mit ihnen die Freunde des Heimatshutes werden dem Künstler für seine Arbeit Dank wissen.

Friedrich Straßer, Eglisau.

Die Walküre.

Aus den Papieren eines Freundes nachzählt von Lilli von Brandis-Marcusen, Bern.

(Fortsetzung).

In der kleinen Residenz, in der von alters her das Theater alle Interessen in Anspruch nahm, war schon wochenlang vorher von nichts andern die Rede als von der Aufführung der Walküre; Lohengrin und Tannhäuser und den Fliegenden Hölzländer hatte man schon oft gegeben, aber vom „Ring“, seiner gesanglichen und technischen Schwierigkeiten wegen, immer wieder der Abstand genommen. Gelang die Walküre, so hoffte man den ganzen Zyklus bringen zu können, und das war ein lühnes, aber auch vielversprechendes Unternehmen. Die Lust von Walküre ist von klassischen Zeiten her ein Gemisch von Oxon und Weihrauch, sie fällt einem auf die Nerven. Sogar ich, der junge Gelehrte, wie er im Bude steht, empfand die Spannung um mich her, und in fast andächtiger Erwartung sah ich dem großen Tage entgegen. Was das Publikum eigentlich ist, was es für den Dichter, den Komponisten, den Darsteller bedeutet, das lernte ich hier erst kennen, wo die Höhergebildeten nicht allein, auch die Spedbürger, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, sich um das Theater stritten, als sähe jeder von ihnen in der Kommission. Nicht nur um das, was gespielt wurde, kümmerten sie sich, sondern auch darum, wie es gespielt wurde, ob der klassischen Tradition entsprechend oder nicht. So versicherte mir meine Handschuhverkäuferin, ihre Mamm hieß Theodor Körner, ganz ernsthaft, der Malvolio in Shakespeare's „Was ihr wollt“ sei des Anschauens wert, er sei wirklich in den Geist der Rolle eingedrungen, und mindestens so gut wie ein alter Professor sprach sie über Literatur und Ästhetik, als seien die Dichter ebenso platt und ledern wie ihre Handschuhe. Marie Bernhardi sah ich nicht oft, einige Male von weitem im Theater, an der Seite der Hofkapellmeisterin, einer großen üppigen Frau mit rotem Haar und schwarzen Augen, die immer ein großes Gefolge um sich hatte, wie es die Primadonnen, auch von kleinen Bühnen, gewöhnt sind. Marie in dieser Gesellschaft kam mir unsäglich deplaciert vor; so sehr ich ihre Kunst bewunderte, so wenig mochte ich ihre Zugehörigkeit zum Theater leiden, und war es mir schon nicht angenehm, sie an Frau Gunter-Menottis Seite zu sehen, so berührte es mich noch peinlicher, wenn er sie begleitete, und das geschah sehr oft. Daß das mehr war als einfaches Interesse von meiner Seite, wollte ich mir nicht eingestehen, nur ihres Vaters wegen glaubte ich sie hüten zu müssen, ihres Vaters wegen sie vor Unvorsichtigkeiten und Enttäuschungen bewahren zu sollen.

An einem schönen Novembertag, der auf graue Nebel und Regenwolken gefolgt war, begann ich ihr im Park. Ein leichter Reif lag auf den blätterlosen Bäumen, und das zarte Gerippe des Buschwerfs war mit Millionen von Tropfen behangen, die in der Sonne wie Diamanten funkelten, dazu die noch immer grünen weiten Rasenflächen, das gab ein reiz-

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



Emil Bollmann, Winterthur.

Eglisau. Blick aus dem Städtchen nach der Kirche.